

Skizzen

aus der

Thierwelt Australiens.

Von

DR. GUSTAV v. HAYEK,
k. k. Professor.

Vortrag, gehalten am 13. Februar 1878.

Es wäre ein paradoxes Thema für einen Roman, würdig der Feder eines Jules Verne, zu beschreiben, wie irgend ein Schiffscapitän an eine Insel verschlagen wird, deren Bewohner sich als alte Römer entpuppten, welche die Sitten und Einrichtungen ihres Muttervolkes beibehielten bis zum heutigen Tage, weil sie von ihrem Stammvolke vergessen und aus irgend einem Grunde unfähig Schiffe zu bauen, von der Aussenwelt vollständig abgeschlossen, an deren Weiterentwicklung theilzunehmen nicht im Stande waren. So überraschend die Verwirklichung dieses Hirngespinnstes für uns wäre, so müssen wir doch zugeben, dass der Entdecker Australiens uns mit einem ungeahnten Stück Erde bekannt machte, das sich wohl gewissermassen mit unserer hypothetischen Römerinsel vergleichen lässt. Australien ist ein Erdtheil, der auf einer Entwicklungsstufe stehen geblieben, welche die übrigen schon längst hinter sich haben, wenigstens was seine Thierwelt, zum Theile auch seine Pflanzenwelt anbelangt.

Von den Säugethieren fanden sich nur Vertreter zweier auch in der übrigen Welt vorkommenden Ordnungen vor, nämlich Fledermäuse und Nager, und zwar von letzteren blos Mäuse und Ratten, während man zwei

Ordnungen auffand, die vollkommen aus der Jetztwelt verschwunden waren (wenn wir die in Amerika lebenden Beutelratten ausnehmen), nämlich die Beutelthiere und die Cloakenthiere. Erstere zeigen aber eine so reiche Gliederung bezüglich des Baues und der Lebensweise, dass sich in ihnen nahezu alle Formen unserer Säugethierfauna wiederholen; wir finden unter ihnen Gattungen, welche unseren Fleischfressern, unseren Wiederkäuern, unseren Nagern und Insectenfressern u. a. entsprechen, und in Australien deren Rolle im Haushalte der Natur übernommen haben, nur dass sie eben alle echte und rechte Beutelthiere sind. Von den Cloakenthiern leben daselbst nur die zwei seltenen, schon dem Aussterben nahen Gattungen *Echidna* und *Ornithorhynchus*, welche uns wie ein Märchen aus alten, vom Menschen noch nicht miterlebten Zeiten gemahnen.

Von Vögeln fehlen in Australien unsere Finken, Spechte, Geier und Fasanen vollständig, hingegen treten zahlreiche, bis zur Entdeckung dieses Welttheiles vollkommen unbekannte Formen auf. So die Honigsauger, mit einer an der Spitze büstenartig behaarten Zunge begabte Vögel, welche neben Insecten den ihnen von den Banksien und Gummibäumen so reichlich gebotenen Blüthensaft und Pollen mit dieser Zunge sich zu verschaffen wissen, und die den gleichen Bau der Zunge aufweisenden *Trichoglottiden*, eine Papageienfamilie. Ferner die Grossfusshühner, mit mächtigen Füßen versehene Vögel, welche riesige Eier in längeren Zeitpausen in mächtige, aus allerlei Stoffen zusammengescharfte

Hügel ablegen. Die meist pflanzlichen Bestandtheile derselben erzeugen eine Höhe, zur Zeitigung der Eier hinreichende Temperatur, und die den Eiern entschlüpfenden Vögel sind sofort völlig selbstständig, ja sogar flugfähig, ein Umstand, der ihnen bei dem durch Perioden entsetzlicher Dürre ausgezeichneten Klima ihrer Heimat ausserordentlich zu Statten kommt. Uebrigens ist die Menge der Tauben, von denen drei Vierteltheile aller Gattungen Australiens angehören, und deren enormer Formenreichtum auffallend; es steht dies Verhältniss wohl im Zusammenhange mit dem Mangel an baumkletternden Raubthieren, während eine beinahe allgemeine grüne Färbung der Oberseite diese Vögel gegen ihre einzigen Feinde, die Raubvögel, schützt, welche ihre Beute während des Kreisens über den Baumwipfeln von der grünen Umgebung kaum zu unterscheiden vermögen.

Was die Kriechthiere anbelangt, erregt die enorme Menge von Giftschlangen im Verhältnisse zu den ungiftigen gerechtes Erstaunen. So sind sämtliche Schlangen auf Vandiemensland giftig, und kommen in Süd-Australien sechs giftige Arten auf eine unschädliche Art, ein um so überraschenderes Verhältniss, da die Crotaliden und Viperiden gänzlich fehlen und alle Giftschlangen Australiens zu den Elapiden zählen. Unter den Echsen überwiegen die Skirke und Grekoren. Auf kleinen Inseln an der Nordostküste Neuseelands lebt ein Reptil, welches in der ganzen Thierwelt nicht seinesgleichen hat, in Erdlöchern. Es ist so eigenthümlich gebaut, eine Spottgeburt von Krokodil und Eidechse, mit gewissen Vogel-

merkmalen, dass es für sich eine eigene Ordnung der Reptilien, die der Rhynchocephalia, bildet. Diese *Hatteria punctata* Gray bietet den Anatomen eine Fülle interessanter Beobachtungen, über die Lebensweise derselben ist aber leider noch sehr wenig bekannt.

Die geschwänzten Lurche fehlen in Australien vollständig. Nicht minder eigenthümlich, wenn auch ohne allgemeines Interesse beanspruchen zu können, gestaltet sich die Fauna Australiens bezüglich der daselbst lebenden Insecten und Weichthiere.

Aus der ungeheuren Menge des uns von der Natur gebotenen Materiales lassen Sie uns besonders merkwürdige Formen auswählen, wie uns solche unter die Augen treten könnten, wenn wir unseren Standpunkt auf dem weiten, als Australien bezeichneten Gebiete von Zeit zu Zeit zu wechseln im Stande wären. Begeben wir uns zunächst auf das sogenannte Festland von Australien, eine Insel, deren centrale Regionen stellenweise unter dem Niveau des Meeres liegen, während die Küsten grösstentheils gebirgig sind, ohne dass die Berge jedoch sich über die Schneeregion erheben. Der allgemeine Charakter des Landes ist daher ein öder, dürrer und wüstenartiger, bedingt durch die Armuth an Flüssen und den Mangel an hohen Bergen, welche die Dünste der höheren Luftschichten in flüssigen Niederschlag verwandeln könnten. Im östlichen Theile vergehen oft zwei, ja drei Jahre, ohne dass ein Tropfen Regen die durstige Erde erquickte. Eine trockene Hitze dämpft alles Leben und selbst die Bäume, mit meist nadelför-

migen oder schmallanzettlichen Blättern scheinen mit dem Fluch beladen zu sein, keinen Schatten zu gewähren. Die Eingeborenen, die hässlichsten aller noch als Menschen zu bezeichnenden Wesen, leben thierähnlich, ohne feste Wohnstätten, nackt, in kleinen Horden umherstreichend. Was als Wasserspiegel erscheint, enthält meist salziges Wasser. Doch gibt es auch freundlichere Gegenden auf diesem weiten Continente, ja sogar solche, deren Klima als gesund und angenehm bezeichnet werden kann, so z. B. die Colonie Neu-Süd-Wales, aus deren Bewohnern wir uns einige näher betrachten wollen.

Es war im Jahre 1770, als Cook an der Küste von Neu-Süd-Wales beinahe sein Schiff verlor, das auf ein Felsenriff aufrannte und nur durch den Zufall vor dem Sinken bewahrt blieb, dass sich ein abgebrochenes Stück des Felsens fest in den Leck einklemmte und denselben verstopfte. Man ging vor Anker, um den Schaden auszubessern, und sandte einige Leute landeinwärts, um frisches Fleisch für die Kranken an Bord zu beschaffen. Diese Leute waren nicht wenig erstaunt, einen Trupp mächtiger Thiere grasen zu sehen, welche auf den ersten Anblick nicht vortheilhaft aussahen. Auf einem plumpen, vierschrötigen Hinterleib, der durch einen über einen Meter langen Schwanz gestützt wurde und durch riesige Beine ausgezeichnet war, sass ein schlanker Vorderleib mit kurzen, zarten Beinen und einem einigermaßen an den der Hasen erinnernden Kopf. Der Vorderleib war im rechten Winkel vorn über gebeugt und seine Beine

berührten den Boden während des Grasens kaum zeitweilig, um bei langsamem Vorwärtskriechen ein Nachschieben der unförmlichen hinteren Leibeshälfte zu ermöglichen. Da richtete sich plötzlich eines der Thiere in seiner ganzen Höhe von etwa zwei Metern auf mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit, und ehe man sich dessen versah, floh die ganze Gesellschaft, in anmuthigen Sätzen von fünf Meter Weite mit gestrecktem Leibe die Luft durchschneidend, dem Dickicht zu. Man hatte zum ersten Male das **Riesenkänguruh** (*Macropus giganteus*. Shaw.) erblickt. Den folgenden Tag erblickte auch Cook in Gesellschaft Banks' das merkwürdige Thier, und in kürzester Zeit war man so glücklich, eines der Thiere zu erlegen.

Gegenwärtig gehört das Riesenkänguruh gerade nicht mehr zu den seltensten Thieren in den Thiergärten und bildet einen Gegenstand der hohen Jagd in seinen Heimatländern. Man jagt es mit eigens zu dieser Jagd abgerichteten Hunden, von denen der flüchtigste es stellt, während die übrigen zwei oder drei es von rückwärts anfallen; denn trotz seiner Furchtsamkeit ist es einem einzelnen Hunde vollkommen als Feind gewachsen. Der riesige Schweif ist im Stande die ganze Last des Thieres einen Augenblick zu tragen, während dessen die mit scharfen Krallen versehenen Hinterbeine dem Hund den Leib aufreißen. Auch hat man schon beobachtet, wie ein Känguruh den Hund mit den Vorderbeinen umklammerte, in mächtigen Sätzen zum nächsten besten Tümpel schleppte und daselbst ertränkte. Ja selbst dem

Menschen stellt es sich entgegen, wenn ihm kein anderer Ausweg mehr bleibt. Von den zahlreichen bei diesem Thiere, wie bei den anderen Beutelthieren vorkommenden Eigenthümlichkeiten bleibt der dem Weibchen eigenthümliche Brutbeutel von grösstem Interesse. Die Nothwendigkeit dieses Organes ergibt sich aus dem Umstände, dass alle Beutelthiere ihre Jungen in unreifem Zustande zur Welt bringen, der sie ausser Stand setzt, den Einflüssen der Atmosphäre Widerstand zu leisten, ja auch nur selbstständig die Muttermilch zu saugen. Das neugeborene Riesenkänguruh hat kaum die Grösse einer Maus und besitzt die Färbung und theilweise Durchsichtigkeit des Regenwurmes. Es ist Sache des Mutterthieres, dasselbe an die Zitzen anzulegen, welche demselben den ganzen Schlund ausfüllen, so dass nur durch eine besondere, die Hebung des Kehlkopfes gegen die hinteren Nasenöffnungen bewirkende Einrichtung das Athmen des kleinen Wesens ermöglichen. Andere Einrichtungen ermöglichen ein actives Einspritzen der Muttermilch.

Am Saume der Waldungen häufiger als in deren Innerem findet sich der **Eichhörnchen-Flugbeutel** (*Petaurus sciurens* Desm.) vor. Dieses Thierchen von zart aschgrauer Färbung mit schwarzem Rückenstreifen, erreicht sammt dem körperlangen Schwanz nur die Länge von einem halben Meter. Zwischen den vorderen und hinteren Gliedmassen spannt sich eine Haut aus, welche als Fallschirm benützt wird. Das Thier verlässt die mächtigen Wipfel der Gummibäume kaum jemals, indem

ihm sein Fallschirm gestattet, in ungeheuren Sätzen sich von einem Baume auf den anderen zu schwingen. Diese Luftreisen werden jedoch nur des Nachts unternommen, bei Tag ruht der Flugbäutler in Baumlöchern versteckt, in welchen ihn die Eingeborenen wohl zu finden wissen, die sein Fleisch essen und das weiche Fell an die Colonisten verkaufen. Seine Nahrung besteht aus den grossen Blüten seiner Wohnstätten und aus Insecten. Die Bewegungen des Thierchens sind von überraschender Anmuth. Es schnellt sich zum Sprunge vorerst nach aufwärts und wird in weitem Bogen auf seinem Fallschirme durch die Luft getragen, ohne jedoch die Fähigkeit einzubüssen, im Falle des Bedarfes plötzlich die Richtung des Fluges zu verändern.

Ornithorhynchus paradoxus nannte Blumenbach mit Recht das Geschöpf, auf welches ich mir nunmehr Ihre Aufmerksamkeit zu lenken erlaube, das **Schnabelthier**, denn paradox in jeder Beziehung erscheint dasselbe dem Beobachter. Auch das Schnabelthier wird nur einen halben Meter lang und besitzt einen kurzen, dichten, braungrauen Pelz. Die Kiefer sind zu einem förmlichen Entenschnabel ausgezogen, der an dem unteren Theile sogar die für Schwimmvögel charakteristischen quergestellten Hornplatten erkennen lässt. An der Spitze des Schnabels liegen die Nasenlöcher, an seinem Grunde findet sich ein lederartiger Hautwulst vor, welcher den Schnabel scharf von dem übrigen Kopfe absetzt, und bei dem Wühlen im Schlamme die gleich hinter diesem Wulste gelegenen Augen zu schützen bestimmt

sein dürfte. Der oft angeführte Mangel von Zähnen beruht auf einem Irrthume; das Schnabelthier besitzt Zähne von horniger Beschaffenheit, und zwar vier lange, schmale, schneidende (einen an jeder Seite oben und unten) vorne, und vier flachkronige, mit Querleisten versehene weiter rückwärts. Ueberdies ist seine Zunge mit Hornzähnen besetzt. Zu beiden Seiten des Schnabels liegen Backentaschen, welche es dem Thiere möglich machen, sich von der auf dem Grunde der Gewässer im Schlamm aufgesuchten thierischen Nahrung rasch einen bedeutenden Vorrath mitzubringen. Die kleinen Ohröffnungen lassen sich nach Belieben des Thieres schliessen oder öffnen. Die kräftigen, kurzen Beine tragen je fünf Zehen. Die Zehen der Vorderbeine sind mit abgerundeten flachen Nägeln bekleidet und durch eine noch anderthalb Centimeter über die Nagelspitzen vorragende Schwimnhaut verbunden. Die Schwimnhaut der Hinterfüsse reicht nur bis zur Basis der scharfen Krallen derselben. Das männliche Schnabelthier besitzt an der Ferse einen durchbohrten mit einer Drüse in Verbindung stehenden Sporn, über dessen Bedeutung noch gar nichts bekannt ist; man weiss noch nicht einmal, ob man es hier mit einem Giftapparate zu thun habe, da alle Versuche, das Thier zur Anwendung dieses Werkzeuges zu reizen, erfolglos blieben. Der Pelz des Schnabelthieres zerfällt in eine dem Leibe eng anliegende Partie von Wollhaaren und in die Wollhaare überragende Contourhaare, welche in ihrer unteren Hälfte ebenso beschaffen sind, wie erstere, die obere, im rechten Winkel abge-

bogene Hälfte spröde, breit, flach und lanzettförmig haben. Dadurch schützen die Contourhaare sowohl im Wasser als während des Grabens in der Erde die darunter befindlichen und drehen sich, falls das Thier nach rückwärts kriecht, ohne die geringste Schwierigkeit so um, dass ihre sämtlichen Spitzen nach vorne gerichtet sind und dadurch auf dieselbe Weise wie vordem eine schützende Decke hergestellt wird. Am liebsten bewegt sich das Schnabelthier an ruhigen Stellen in Flüssen, dort wo reiches Pflanzenwachsthum herrscht; es lässt sich nur sehr schwer beschleichen, Dank der Feinheit seiner Sinne. An erhöhten Uferstellen, aber wohl versteckt, findet sich der Eingang zu seinem im Zickzack gegen die Oberfläche ansteigenden Baue, zu welchem gewöhnlich noch ein zweiter, unter der Wasserfläche liegender Gang führt. Der Bau erreicht eine Länge von 6 bis 15 Meter und endigt mit einer kleinen Erweiterung. Das weibliche Schnabelthier besitzt gar keine Zitzen, sondern die Milchcanäle münden dicht bei einander an einer vertieften Stelle der Bauchwand; dennoch wissen die Jungen, vermöge einer besonderen Einrichtung ihres Schnabels, ihren Mund so dicht an die betreffende Stelle anzulegen, dass ihnen die Muttermilch leicht eingespritzt werden kann. Die Wilden essen das Schnabelthier, das sie in seinem Baue zu erhaschen trachten und halten besonders die Jungen für einen ganz besonderen Leckerbissen.

Auf den Zweigen von Eucalyptus, Angophora oder Casnarina bemerkt man nicht selten paarweise Vögel

sitzen, welche unseren Ziegenmelkern sehr ähnlich sehen. Die Sonne brennt vielleicht mit australischer Intensität auf ihren Rücken, es kümmert sie nicht, denn sie schlafen fest. Wir holen vielleicht mit dem tödtlichen Blei einen derselben herunter, der andere bleibt sitzen und schläft weiter. Wir vertreiben ihn durch einen Steinwurf endlich von seinem Sitze, er fliegt auf den nächsten Baum und schläft sofort wieder weiter. Es ist die **Eulenschwalbe** (*Podargus humeralis* V. H.), trotz der Aehnlichkeit kein wahrer Ziegenmelker, denn er nistet nicht auf dem Boden, sondern baut sein flaches Nest auf Bäumen, er sitzt wie jeder andere Vogel quer auf dem Aste, nicht parallel zu demselben, wie die Ziegenmelker thun, abgesehen von den anatomisch wichtigen Unterscheidungsmerkmalen der Gaumenbildung. Des Tages schläft er mit merkwürdiger Beharrlichkeit, oft genug auf Leichensteinen, was ihn, im Vereine mit seinem aus zwei Tönen bestehenden, widerlichen Geschrei bei Abergläubischen zum Gegenstand des Grauens macht. Des Nachts jedoch wird er lebhafter und sucht seine Nahrung, hauptsächlich aus Cicaden und Gespenstheuschrecken bestehend, zwischen den Zweigen und Blättern der Bäume auf, wieder auf ganz verschiedene Weise von der der Ziegenmelker, denen er sonst täuschend gleichsieht, die aber ihr Futter im Fluge erhaschen. Nicht weniger als sechs *Podargus*-Arten bewohnen Australien und scheinen vorzüglich dazu bestimmt, dem Ueberwuchern der oben genannten zwei Insectenfamilien entgegenwirken zu sollen. Die Eier, auf welchen bald das Weibchen, bald

das Männchen brütend schläft, sind von rein weisser Färbung.

Ein ganz unscheinbarer Vogel wäre der **Leierschwanz** (*Menura superba* Dav.), wenn nicht das Männchen durch den berühmten, wahrhaft prachtvollen Schweif ausgezeichnet wäre. Der Leierschwanz bewohnt nur den südöstlichen Theil Australiens, und selbst den Colonisten ist es nur selten vergönnt, einen zu Gesicht zu bekommen. Es gibt wohl keinen scheueren Vogel auf der Welt, als ihn. Tagelang kann der Jäger in seinem Gebiete verweilen, hört vielleicht ununterbrochen seinen gellenden Lockruf oder seinen leisen, die Stimme anderer Vögel oder selbst des wilden Hundes nachahmenden Gesang und dennoch wird er ihn nur dann zu erlegen im Stande sein, wenn er einen australischen Jäger zur Seite hat. Das leiseste Geräusch verscheucht den Leierschwanz, und es heisst viel, auf dem steinigem, gestrüppreichen Terrain, welches dieser Vogel bewohnt, sich ohne Geräusch an denselben heranzuschleichen. Die gewiegten Jäger bauen auf seine Neugierde, um ihn zum Schusse zu bekommen. Nachdem sie sich so weit angeschlichen, dass sie aus der Nähe seines Gesanges auf die zum sicheren Schusse geeignete Entfernung des Vogels schliessen, geben sie einen Pfiff ab oder lassen einen Hund Laut geben. Der Leierschwanz wird nicht verfehlen, auf einen Ast zu hüpfen und an demselben hinanzulaufen um Umschau zu halten, in diesem Momente muss der Schuss auch krachen, sonst läuft das Wild, den schönen Schwanz horizontal haltend, um ihn nicht zu verletzen, mit

unglaublicher Geschwindigkeit zwischen dem Gebüsch dahin und wird nicht mehr gesehen. Ueberhaupt scheint dieser Vogel sich nur laufend zu bewegen und nur in der höchsten Noth zu fliegen; hingegen sollen ihm Sprünge in der Höhe von drei Metern mit Leichtigkeit gelingen. Ueber sein Brutgeschäft weiss man noch wenig, und hat wohl das Nest, aber noch keine Eier gesehen.

Eine Fülle von Tauben kann man in Neu-Süd-Wales erblicken, von denen die schönste die **Spitzschopftaube** (*Ocyphaps lophotes* Gould) ist, die auch durch ihren reissenden Flug, bei welchem sie den Kopf zierlich zurücklegt, und durch die Vorliebe für sumpfiges Terrain ausgezeichnet ist, so dass man durch ihr Vorkommen berechtigt ist, auf häufige Ueberschwemmungen in den betreffenden Gebieten zu schliessen. Auch ihr Schopf ist eine Eigenthümlichkeit, welche nur bei australischen Tauben vorkommt.

In Neu-Süd-Wales nahezu ausgerottet, im tropischen Australien aber noch häufig genug anzutreffen ist der Riese der australischen Vögel, der **Emu** (*Dromaeus Novae Hollandiae* G. R. Gray). Er erreicht eine Höhe von zwei Metern, ist also kaum kleiner als der Strauss, dem ihn seine verkümmerten Flügel, die aber bei ihm nicht einmal durch besondere Federn ausgezeichnet sind, nahe bringen. Seine Nahrung besteht ausschliesslich aus Pflanzen, sein Fleisch, dem Rindfleisch ähnlich, wird hochgeschätzt, vorzüglich gelten die Beine für ein gutes Gericht, das man sich aber nicht allzu leicht verschaffen

kann. Gewöhnliche Hunde holen den Emu im Laufe nicht ein und sind auch schwer dazu zu bringen, ihn zu jagen, da er mit den Beinen wahrhaft vernichtende Schläge austheilt; die abgerichteten Hunde, einer besonders schnellfüssigen Race angehörig, springen nur von vorne auf ihn ein. Und ist der Emu endlich erlegt, dann kommt erst die Herkulesarbeit, die beiden Keulen des Vogels nach Hause zu schleppen, über deren Beschwerlichkeit Gould rührend komisch berichtet. In einem an fleischliefernden Thieren so armen Lande wie Australien ist der Emu für Reisende von hoher culinarischer Bedeutung und lieferte der Leichardt'schen Expedition oft die einzige Nahrung. Sechs bis sieben dunkelgrüne, gekörnelte Eier werden in eine sandige Vertiefung gelegt und von beiden Geschlechtern bebrütet. Sie sind 16 Centimeter lang und 10 Centimeter breit und gleichfalls wohlschmeckend.

Die Insel Tasmanien besteht aus grasreichen Hochebenen, welche von rauhen Gebirgen durchzogen werden. Wir begegnen daselbst einem Repräsentanten der Nagethiere unter den Beutelthieren, dem **Wombat** (*Phascolomys wombat* Pér. et Les.), einem plumpen, mit graubraunem Pelze bekleideten Thiere von 65 Centimeter Länge, das schon in seinem Skeletbaue einige Eigenthümlichkeiten zeigt. So besitzt es die auffallend grosse Zahl von fünfzehn Rippenpaaren, und fehlt ihm die Kniescheibe. Das Gebiss ist vollkommen nach dem Typus desjenigen der Nager gebaut. Es ist während des Tages in unterirdischen Bauten versteckt, die es des Nachts

verlässt, um mit schleifendem, bärenartigem Gange seine Nahrung, Gras und Wurzeln, aufzusuchen. Auch dadurch erinnert es an den Bären, dass sein Schwanz nur durch eine kleine knopfähnliche Vorrangung angedeutet erscheint. Seine geistigen Fähigkeiten sind nicht gross, Sanftmuth und Geduld scheinen die hervorragendsten Charakterzüge des Thieres zu sein. Bass überraschte einst einen Wombat, und nahm ihn wie ein Kind auf seine Arme, trug ihn eine weite Strecke, seine Lage wiederholt verändernd, ohne dass das Thier die geringsten Zeichen von Unruhe oder Widerspänstigkeit gab; plötzlich aber wurde dem Wombat seine Situation unangenehm, und nun war er auch nicht wieder zu beruhigen, beständig beissend und schreiend. Das Fleisch gibt ein dem Schweinebraten ähnliches Gericht.

Auch das gefährlichste Raubthier aus der Ordnung der Beutelhierethiere wohnt in Tasmanien, in den wildesten Schluchten der Gebirge, nämlich der **Beutelwolf** (*Thylacinus cynocephalus* Gray). Sein Aussehen wurde oft mit dem des Wolfes verglichen, doch hat er viel niedrigere Beine und schleppt daher den Bauch nahe an der Erde. Eine in beständiger Bewegung befindliche Nickhaut zeichnet die grossen Augen aus. Der Beutelwolf wird im männlichen Geschlechte oft einen Meter lang, mit ein halb Meter langem Schweife. Auch er führt eine nächtliche Lebensweise, und zwar die eines Raubthieres. Den Schafheerden wird er so gefährlich, dass man ihn in bewohnten Gegenden schon ausrotten musste. Auch die Hunde finden an alten Männchen nicht zu verach-

tende Gegner. Sieht man gelegentlich bei Tage einen Bbeutelwolf umherstreichen, so sind seine Bewegungen träge und langsam, er scheint das Licht nicht gut zu vertragen. Das Weibchen hat einen wohl entwickelten Brutbeutel mit vier Zitzen, wirft also vermuthlich auch vier Junge.

Auch einen Verwandten des Schnabelthieres kann man in Tasmanien antreffen, den borstigen **Ameisenigel** (*Echidna setosa* Cuv.). Er gleicht bei oberflächlicher Betrachtung einem Igel, was Grösse und Aussehen betrifft, allein bei genauerer Untersuchung stellt sich der Unterschied bald heraus. Der Ameisenigel besitzt gar keine Zähne, eine lange, spitze Schnauze, an deren Ende eine winzige Mundöffnung und die Nasenlöcher liegen. Seine Nahrung, aus Ameisen und anderen Insecten bestehend, erhascht er auf dieselbe Weise wie der Ameisenbär, das Erdferkel und das Schuppenthier, indem er nämlich seine lange, wurmförmige Zunge, die durch riesige Speicheldrüsen beständig mit klebrigem Schleim überzogen wird, rasch mehrmals hintereinander hervorstreckt. Die Insecten bleiben an derselben kleben und werden zwischen den Warzen der Zunge und nach hinten gerichteten Horngebilden des Gaumens zerquetscht. Die Füße der *Echidna* sind mit langen Krallen versehen, vorzüglich ist die Kralle der zweiten Zehe des Hinterbeines mit einer enormen, cylindrischen, unten hohlen Kralle von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge bewaffnet. Die Hinterbeine sind mit der Sohle nach auswärts gerichtet. Das Männchen besitzt einen ebenso räthselhaften und ebenso

beschaffenen Sporn, wie wir denselben bei dem Schnabelthiere kennen lernten. Der Rücken und die Seiten sind mit kurzen Stacheln, der einzigen Waffe des Thieres bekleidet. Bemerkenswerth ist seine Geschicklichkeit im Graben; in weniger als zwei Minuten kann es sich vollständig eingraben. Eine zweite Art mit längeren Stacheln lebt in Neu-Süd-Wales.

Neuseeland besitzt ein angenehmes, gleichmässiges Klima. Die Nordinsel überziehen mächtige, farnkrautreiche Waldungen, die Südinsel ist reicher an offenen Gegenden. Da zwei Fledermausarten die einzigen einheimischen Säugethiere sind und die die Küsten besuchenden Wale und Robben weitverbreiteten antarktischen Formen angehören, so beschäftigen uns hier nur Vertreter der ungemein merkwürdigen Vogelfauna dieser Eilande.

Auf der Wiener Weltausstellung erblickte man in der neuseeländischen Abtheilung zwei Papageien unter einem Glaskasten, die im Allgemeinen wenig Interesse erweckten und doch recht viel desselben verdient hätten. Es waren zwei Exemplare des bereits selten gewordenen **Eulenpapageis** (*Stringops habroptilus* Gray). Er bildet thatsächlich ein Bindeglied zwischen den Eulen und Papageien. Mit ersteren hat er den von Federn gebildeten Schleier um die Augen herum, das weiche, flaumige Gefieder und die nächtliche Lebensweise gemein; er ist des Tags unter Baumwurzeln verborgen, was in seiner Heimat durch den Umstand erleichtert wird, dass die meisten neuseeländischen Bäume ihre Wurzeln ein gutes Stück über den Boden erheben. Des Nachts

sucht er seine Nahrung auf, die ausschliesslich pflanzlicher Natur ist, aus den Schösslingen von Farnkräutern, den jungen Trieben der *Carmichellia*, die er, ohne sie abzubeissen, zernagt, den Beeren der *Coriaria sarmentosa* u. s. w. besteht. Ein am Boden lebender Papagei ist etwas Auffallendes, in einem Lande aber, das gar keine vierfüssigen Raubthiere beherbergt, dennoch Erklärliches. Seit der Einführung der Hunde auf den Inseln hat freilich auch das Stündchen dieses Erdvogels geschlagen und er geht rasch seiner völligen Ausrottung entgegen. Und doch scheint er das Fliegen nur verlernt zu haben, denn alle Flügelknochen und Flügelmuskeln sind vorhanden, letztere aber dicht mit Fett durchzogen und so ungeübt, dass manche dieser Vögel von einer Erhöhung zu Boden fallen gleich einem Stück Blei, und die geschicktesten derselben höchstens die Flügel zum Balanciren während des Kletterns zu benützen verstehen, was sie übrigens selten genug unternehmen, und wobei ihnen ihr Schweif wesentliche Dienste leistet. Die Färbung ihres Gefieders ähnelt so sehr dem Moose ihrer Umgebung, dass sie, ruhig sitzend, leicht der Beobachtung entgehen. Das Fleisch des Kakapoe, so nennen ihn die Maoris, gilt für ein ausgezeichnetes Gericht. Im Winter versammelten sich früher, so lange sie noch zahlreich vorhanden waren, diese Vögel in grosser Anzahl und machten einen ohrenbetäubenden Lärm; erst im Frühjahr pflegten sie sich partienweise wieder zu zerstreuen. Die weissen, taubeneigrossen Eier werden zu zweien einfach auf den Boden gelegt.

In den Ruahine-, Tararua- und Rimutaka-Gebirgen und deren Ausläufern wohnt ein merkwürdiger mit den Staaren verwandter Vogel, der **Huia** der Eingeborenen (*Heteralscha acutirostris* Bull.). Er wird etwa 34 bis 35 Centimeter lang, ist blauschwarz gefärbt, mit weisser Querbinde am Ende des Schweifes, weissem Schnabel und orangefärbigen Fleischlappen am Zügel. Er gehört zu den grössten Seltenheiten, seines beschränkten Verbreitungsbezirkes wegen und wird immer seltener, da ihn die Maoris gerne erlegen, um seine Schwanzfedern zu erbeuten, welche ihnen als Zeichen der Trauer dienen. Das Merkwürdigste an diesem Thiere ist die Verschiedenheit des Schnabels in beiden Geschlechtern. Das Männchen besitzt nämlich einen kurzen, kegelförmigen, das Weibchen einen schlanken, gebogenen. Sehr lange konnte man sich über den Zweck dieser Einrichtung gar keine Rechenschaft geben, bis die Beobachtung dieses leicht zähmbaren Vogels in der Gefangenschaft das Räthsel löste. Seine Lieblingsnahrung besteht in der Larve eines Käfers (*Prionophis reticularis*), welche in faulem Holze lebt. Das Männchen zimmert an dem Holze umher, bis diese Larve sichtbar wird, worauf das Weibchen dieselbe mit seinem langen Schnabel hervorholt. Ueber das Brutgeschäft des Huia ist leider noch wenig bekannt; zwei Junge wurden in einem hohlen Baum vorgefunden.

Zugleich mit den Knochen des ausgestorbenen **Moa** fand man eine Menge Skelettheile eines gleichfalls flugunfähigen Vogels, die Owen als einer Ralle ange-

hörig bestimmte, der er den Genusnamen **Notornis** gab. Ein in den Annalen der Ornithologie mit goldenen Buchstaben eingetragenes Ereigniss war es, als im Jahre 1849 in der Dusky-Bai, an der Südküste der mittleren Insel, einige Matrosen im Schnee die Spuren eines grösseren Vogels entdeckten, der von ihren Hunden aufgestöbert und nach langem Laufen eingeholt wurde. Nach kräftiger Gegenwehr und grossem Geschrei wurde er gefangen und lebend an Bord des Schooners gebracht, wo er nach einigen Tagen geschlachtet und verzehrt wurde. Mantell der Jüngere verschaffte sich jedoch seinen Balg, der in das British Museum abgegeben wurde, und erkannte in dem Vogel den Zeitgenossen des Moa, der den Namen **Notornis Mantelli** Ow. erhielt. Der Vogel wird etwa 68 Centimeter hoch, ist schwarz, mit braunem Rücken und Bürzel, besitzt einen rothen Schnabel und rothe Beine und hat im Allgemeinen das Aussehen eines Porphyris. Seine Flügel sind verkümmert. Die Eingeborenen kannten ihn selbst nicht, bestätigten aber, dass er nach ihren Ueberlieferungen mit dem von ihren Ahnen gleichzeitig mit dem Moa verzehrten Moho oder Takahe identisch sein dürfte. Später erbeutete man noch ein zweites Exemplar dieser grossen ornithologischen Seltenheit, und es unterliegt keinem Zweifel, dass noch weitere Exemplare auf Neuseeland unbemerkt ihr Leben fristen.

Es gibt auf dieser Welt einen einzigen Vogel, der den Schnabel nach der Seite, und zwar nach rechts gebogen hat, und auch dieser ist ein Bürger Neuseelands. Er ist ein kleiner **Regenpfeifer**, der **Anarhynchus fron-**

talis Quoy et Gaim., der auf Neuseeland nirgends selten ist, wo die zahlreichen Gebirgswässer dieser Inselgruppe ihren Lauf nehmen. Er legt seine drei Eier ohne alle Vorbereitung auf den Kies trockener Stellen des Flussbettes, und dennoch ist es kaum möglich, dieselben zu bemerken, so wenig unterscheiden sie sich in ihrer steingrauen Färbung, mit den wenigen schwarzen Punkten von ihrer Unterlage. Nur die ausserordentliche Vertrauensseligkeit des Vogels, der nie weit von seinem Gelege sich entfernt und aufgescheucht sich sofort wieder an das Brüten macht, lässt die Eier leicht auffinden. Der Vogel lebt von allerlei Wasserthieren, die er, seinen Schnabel unter die Flussgeschiebe steckend, und dieselben im Kreise umgehend, erhascht. Dabei ist, der Krümmung seines Schnabels entsprechend, seine ganze Aufmerksamkeit nach der rechten Seite concentrirt, und mit diesem Umstande bringen enragirte Darwinisten eine andere auffallende Eigenschaft des Vogels in Zusammenhang. Ein schwarzes Querband zieht sich nämlich über die Brust des Thieres von rechts nach links, und dieses Band ist auf der linken Seite beiläufig um ein Dritttheil schmaler und reicht etwas weniger weit, als auf der rechten. Da der Vogel bei dem Aufsuchen seiner Nahrung nach links hin etwas zerstreut sein dürfte, so verwischte Mutter Natur das in die Augen fallende schwarze Band daselbst, auf dass es die Raubvögel nicht bemerken, wie ja auch unsere Soldaten jetzt schwarzes Riemzeug bekommen, damit sie dem Feinde mit ihrem weissen keinen zu deutlichen Zielpunkt abgeben.

Der berühmteste australische Vogel bleibt jedoch immer der flügel- und schwanzlose **Kiwi**. Seine Osteologie und Anatomie bieten eine Fülle von Interesse, doch auch seine Lebensweise ist eine absonderliche. Bei Tage ist er in Erdlöchern versteckt, zu einem Federball zusammengerollt und zeigt, beunruhigt, kein anderes Bestreben, als nur wieder so rasch als möglich zur Ruhe zu kommen. Das Licht scheint ihn zu blenden. Des Nachts ist das Thier ein ganz anderes geworden. Alles ist an ihm Leben und Beweglichkeit. In Truppen von sechs bis zwölf Individuen vereinigt, macht er die Ruhe der Nacht durch sein schrilles Geschrei zu Schanden und sucht eifrig nach Würmern, seinen langen, die Nasenlöcher an der Spitze tragenden Schnabel tief in den Boden versenkend. Wird ein Wurm erbeutet, so zieht er ihn äusserst vorsichtig hervor, um ihn ja nicht zu zerreißen. Auch in der Gefangenschaft zeigt er sich so empfindlich gegen Licht, dass seine Beobachtung nur dadurch ermöglicht wurde, dass man ihm einen lebhaft phosphorescirenden Anneliden (bei den Eingeborenen als Toke-Tipa bekannt) zum Frasse vorlegte. So erzielte man durch den Wurm und durch den denselben einhüllenden, auf dem Schnabel des Vogels haftenden phosphorescirenden Schleim genug Licht, um den Kiwi zu beobachten. Er betupft beständig alles Erreichbare mit seinem Schnabel und schnüffelt beständig hörbar, so dass man wohl mit Recht das Tast- und Geruchsvermögen als seine entwickeltsten Sinne bezeichnen muss. Auffallend ist die Grösse der Eier, welche als eine enorme

bezeichnet werden muss, indem sie bei dem etwa zwei Fuss langen Vogel über fünf Zoll in der Länge und über drei Zoll in der Breite beträgt. Man unterscheidet jetzt vier Arten des Kiwi. Den der Nordinsel (*Apteryx Mantelli* Bartl., *Kiwi-parure*) und auf der Südinsel den *Kiwitokoeka* (*Apteryx australis* Shaw und Nodd), den *Kiwipukupuku* (*Apteryx Oweni* Gould) und den *Kiwi-karuai* (*Apteryx maxima* Hutt.).

Diese eigenthümliche Fauna, von der ich Ihnen einige lückenhafte Skizzen zu entwerfen die Ehre hatte, wird leider immer mehr und mehr in ihrer Abgeschlossenheit durch die beständig ins Werk gesetzte Acclimation fremder Thiere (so hat man z. B. in Neuseeland unsere Spatzen eingeführt und sie gedeihen vortrefflich) verwischt und theilweise gänzlich ausgerottet, indem gerade die seltensten Formen die gesuchtesten sind, und da sie hohe Preise erzielen, mit raschen Schritten der Vernichtung entgegengehen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1878

Band/Volume: [18](#)

Autor(en)/Author(s): Hayek Gustav von

Artikel/Article: [Skizzen aus der Thierwelt Australiens. 411-435](#)